

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

[Text]

Schande erblickte, die seine Stirne bedeckte. Endlich standen sie stille. „Schauen Sie doch auf, Vater,“ rief Karl.

Sie standen vor einem schön ausgestatteten Tuchmagazin. Die Handelsdiener konnten kaum allen anwesenden Käufern Rede und Antwort geben. Ueber der Thüre stand wieder die Tafel mit der Aufschrift „Zum goldenen Osterlamm,“ und zwar die nämliche, welche einst Hr. Bertrand gehabt hatte.

Der Greis fühlte sein Herz heftig schlagen. Maria sah Karl an und begriff ihn noch nicht.

— Nur herein, sagte dieser zu Hrn. Bertrand.

Die Handelsdiener verbeugten sich vor Hrn. Bertrand, der betroffen das Innere des Magazins so eingerichtet fand, als wenn er es den Tag zuvor erst verlassen hätte. Da stand sein Lehnstuhl, seine Kasse, sein Bureau, sein grünes Kabinet.

Auf ein Zeichen Karls zogen die Handelsdiener sich zurück. „Hr. Bertrand, rebete er ihn an, indem er ihm einen beschriebenen Stempelbogen überreichte, hier ist die Quittung ihrer Gläubiger. Bald werden Sie gerichtlich rehabilitirt werden. Sie sind hier zu Hause.“

„Zu Hause! rehabilitirt! ich! Karl, Karl! scherze nicht mit einem alten Mann wie ich. O mein Gott! wenn es ein Traum ist, so erwecke mich nicht mehr daraus.“

— Nein, mein Vater, es ist kein Traum, es ist Wirklichkeit. Maria und ich wir haben gearbeitet; der Himmel hat unsern Fleiß gesegnet, unsern Wohlstand verdoppelt. Und jetzt, Vater, bin ich da und bitte Sie um Mariens Hand.“

Das junge Mädchen stand erröthend da; der Vater breitete die Arme aus, und beide Kinder stürzten an seine Brust.

Einen Monat später sah man in der Straße St.-Denis eine Reihe von Wagen stehen, die sich bald nach der Kirche St.-Mery in Bewegung setzten, wo die Ehe Mariens und Karls eingesegnet wurde. Bei der Rückkunft warf Hr. Bertrand einen Blick auf sein geliebtes Schild, das in goldenen Buchstaben über der Ladenthüre glänzte, und dankte dem Himmel für das Glück, das ihm seine Kinder zubereitet hatten.

Der Chirurg von Saint-Martin.

In der Nähe von Guadeloupe liegt die kleine Insel St.-Martin, auf der sich die Holländer und die Franzosen zu gleicher Zeit (1648) niederließen. Die Ersteren hatten die südliche, minder bergige, aber auch unfruchtbarere Hälfte inne, während die Letzteren die nördliche Hälfte mit ihren schönen Thälern und terrassenförmigen Hügeln bewohnten, wo alle Anpflanzungen auf's Herrlichste gediehen.

In Folge dieser Theilung beschäftigten sich die Franzosen mit der Bodenkultur, während ihre Nachbarn sich ausschließlich der Fabrication von Schuhzeug widmeten. Männer, Weiber, Kinder, Weiße, Neger — Alles schnitt, klopfte oder nähte Leder. Man sprach von den Schuhen von St.-Martin, wie vom Speck von La Rochelle, dem Käse von Chester, dem gefalzten Fleische von Irland, dem Rum von Jamaika und den Cigarren von Havannah. St.-Martin beschuhte alle schuhfähigen Füße auf 10 Stunden im Umkreise.

Die französische Colonie haute Manioc, Tabak, Wolle und Kaffee, die sie gegen europäische Produkte austauschte.

Von beiden Seiten lebte man auf dem freundnachbarlichsten Fuße. Man besuchte sich in heiteren Tagen; man unterstützte sich in Zeiten der Noth. Der Eine gab seinen Tabak und seine lustigen Einfälle, der Andere sein Bier und seinen guten Rath. Man beneidete sich nicht, warf sich nichts vor. Selbst die Kriege, die Europa umgewälzt und die meisten Colonien verheert, hatten auf St.-Martin im Stande der Dinge nicht das Geringste geändert. Ueberzeugt, daß das Uebel, das sie sich gegenseitig zufügten, nur nachtheilig auf die beiden Mutterländer zurückwirken könnte, hatten die Holländer und die Franzosen unter ihrer respektiven Fahne keinen Augenblick aufgehört, ein echt brüderliches Leben zu führen. Die beiden Stämme blieben zwar geschieden, standen jedoch in den freundschaftlichsten Beziehungen.

In Folge dieses schönen Einverständnisses mehrte sich die Bevölkerung und der Reichthum der Insel. Die Schuhmacher hatten Barken, um ihre Schuhe nach den benachbarten Inseln zu verschifren, die Pflanzler hielten Maulesel, auf denen sie ihren Tabak und Kaffee nach dem Einschiffungsplatz brachten. An Stelle der Kirbisse trat Geschirr, der Vorbezug ersetzte den Ulf. Die Holländerinnen gingen im Florentinerrocken in die Kirche, die Französinen besuchten

die Messe in Gros-de-Tourskleidern. Das war das Ende der guten Nachbarschaft. So lange man schwach und arm gewesen, hatte man sich treulich beigegeben; sobald man stark und reich wurde, begann man sich zu beneiden. Bis jetzt war man nur Pflanzler und Schuster gewesen, nun wurde man Franzose und Holländer.

Alles ging noch eine Zeitlang seinen gewöhnlichen Gang. Die Grenzscheiden zwischen beiden Völkern waren genau bemessen, und man konnte ruhig schlafen ohne für den Frieden zu fürchten. Die Ankunft eines von der Regierung von Guadeloupe abgesandten Beamten änderte plötzlich die Dinge. Er brachte die Kriegserklärung zwischen den beiden Kronen.

Bei dieser Nachricht versammelten sich die Holländer und die Franzosen; die ersten Notabeln bildeten einen Rath. „Krieg!“ rief man, „weßhalb Krieg?“

„Der Ehrgeiz Frankreichs ist schuld daran,“ bemerkte ein Colonist aus dem Süden.

„Das Mißtrauen Hollands,“ antwortete ein Colonist aus dem Norden.

„Frankreich möchte Europa beherrschen.“

„Holland möchte das Meer beherrschen.“

„Aber man wird es hinter seine Mauern zurückdrängen.“

„In seine Sümpfe sollte man's versenken.“

„Nieder mit Frankreich!“

„Nieder mit Holland!“

Die Klugen suchten vergeblich zu vermitteln; das zündende Wort war einmal ausgesprochen, all' die kleinen verhaltenen Feindseligkeiten, all' die gekränkten Interessen brachen sich nun Bahn. Man hatte mit der Frage begonnen: weßhalb Krieg? Man schloß mit der Frage: weßhalb Frieden? War's nicht eine Schande für die Colonisten von St.-Martin, ruhig zu bleiben, während man sich überall schlug? Hat-ten sie nicht dieselben Rechte, wie die von Martinique, von Guadeloupe, von Cayenne? Es lohnte sich wohl der Mühe, um St.-Martin zu kämpfen. Auf St.-Martin mangelte es weder an muthigen Herzen, noch an guten Flinten; man konnte sich auf St.-Martin eben so gut umbringen als irgendwo in der Welt.

Während der Nationalstolz dies laut sagte, fügte das Privatinteresse leise hinzu, daß die siegreiche Partie die ganze Insel besitzen würde und sich von der Verlassenschaft der Andern bereichern könnte: es stand eine herrliche Erbschaft in Aussicht; man durfte sie nur antreten, d. h. sich der Miterben entledigen.

Dieser Gedanken fachte den Muth der beiden Parteien in solchem Grade an, daß man bei-

nahe einstimmig beschloß, Nord und Süd sollten sich selbst vertheidigen und die Feindseligkeiten in drei Tagen beginnen.

Die Versammlung hatte auf französischem Territorium stattgefunden, und die dieser Nation angestammte Galanterie verlangte, daß man seine Nachbarn regalire, ehe man sie ausröttete. Es wurden deshalb große Festlichkeiten und Lustbarkeiten veranstaltet. Man war von beiden Seiten noch nie so liebenswürdig gewesen. Jeder Holländer machte mit dem Auge einen Uberschlag des Werthes der Pflanzung seines Wirthes; jeder Franzose fragte seinen Gast nach dem Wege seiner Wohnung. Man hätte sie für Stäubiger halten sollen, die sich auf eine Besitzergreifung für den andern Tag rüsteten.

Ehe man schied, versammelte man sich noch einmal auf dem Platz des Dorfes. Holländer und Franzosen unterhandelten.

Unter den Letztern befand sich ein Colonist, Namens Perrot, ein gescheider und thätiger Mann, der, nachdem er Gärtnerjunge, Krankenwärter und Präparator von Skeletten gewesen, sich als Chirurg auf der Insel niedergelassen, wo er mit seiner Kunst das Gewerbe eines Schuhfabrikanten und Pflanzers verband. Alle Welt liebte Perrot, weil er nie Jemanden kränkte: bieder, dienstfertig, fleißig, so schlug er sich durch's Leben, wie jene glücklichen Naturen, die sich Alles zu Nutzen machen, ohne etwas in Unordnung zu bringen.

Als er die Gemüther für den Krieg entflammt sah, enthielt er sich jedes Widerspruchs und folgte der allgemeinen Strömung. Als die Holländer und die Franzosen sich jedoch versammelten, ging er von Einem zum Andern und suchte diesen zu bewegen, ihm seine Ländereien abzukaufen, jenen, auf sein Geschäft als Schuhmacher zu bieten. Man war auf beiden Seiten erstaunt, da man wohl wußte, daß Perrot Nichts ohne guten Grund that. Er bot Alles so billig an, daß die Käufer verdutzt waren, und je mehr sie staunten, desto tiefer setzte der Chirurg den Preis herab. Man fragte sich gegenseitig nach dem Grunde, und da er in beiden Lagern Geständnisse machte, gab es auch auf beiden Seiten Unverschwiegenheiten.

„Ihr wißt nicht, weßhalb Euch Perrot seinen Schuhhandel verlaufen will?“ sagten die Franzosen zu den Holländern, einfach wegen des Kriegs. Er hat sich die Sache überlegt; wenn Ihr uns von St.-Martin verreibt, so verliert er natürlich auch seinen Laden; werdet Ihr dagegen vertrieben, so finden wir bei Euch

mehr Schuhe als wir in langer Zeit brauchen; stellen wir aber den Frieden nach einem unentschiedenen Kampfe wieder her, so gibt es weit weniger Leute zu beschuh'n, da wir viele Tode haben werden. Die Schuster müssen jedenfalls erwarten, ruiniert zu werden, deswegen zieht es Perrot als kluger Mann vor, sich der Chirurgie zu widmen, die für ihn eine Goldmine werden muß."

"Ihr werdet gleichfalls begreifen, warum er Euch seine Pflanzung verkaufen will," erwiderten die Holländer, "ganz einfach wegen des Kriegs. Er weiß, daß, wenn wir Euch von St.-Martin vertreiben, er jene dennoch verlieren wird; wenn Ihr dagegen uns vertreibt, euer Territorium nochmal so groß und der Preis der Ländereien um so geringer wird. Bleiben die Feindseligkeiten ohne entschiedenes Resultat, so werden euere Ernten vernichtet sein und euere Pflanzungen brach liegen. Jedemfalls haben die Colonisten zu erwarten, daß sie ruiniert werden, und die Chirurgen allein zu thun haben."

Dieser doppelte Grund, warum Perrot Alles verkaufen wollte, ging von Munde zu Munde, wurde besprochen, geprüft und gab Stoff zu weiterem Nachdenken.

Was für seine Schusterbude und Pflanzungen wahr war, war es für alle Pflanzler und Schuster, das heißt, für alle Colonisten. Wenn der Krieg diese beiden Geschäftszweige vernichtete, was sollte aus denen werden, die davon lebten?

Die Holländer waren die Ersten, welche diesen Gedanken in seiner ganzen Bedeutung erfaßten, denn dies bedächtige Volk ist von der Natur mit einer großen Summe praktischer Klugheit ausgerüstet. Sie begannen mit der halbblauen Bemerkung, daß, wenn Perrot's Entschluß klug ist, der ibrige das Gegentheil davon sein müsse. Die Franzosen dachten nicht viel anders. Erstere fügten hinzu, St.-Martin sei nicht colonisirt worden, um das Glück eines Chirurgen zu machen, und die Franzosen waren mit ihnen einer Ansicht. Wenn Jene meinten, man verkaufe Wolle, Kaffee und Tabak nur an Lebende, antworteten die Andern spöttisch: „Die Todten brauchen keine Schuhe.“

Die Gemüther mußten sich durch solche Betrachtungen nähern. Die Kriegsbegeisterung hatte den höchsten Grad erreicht, sie mußte nun auch wieder abnehmen. Jedermann hatte nun einen Einwurf zu machen. Warum denn sichere Vortheile des Friedens den unsichern des Krieges opfern? Wenn die Großen und Star-

ken allein den Streit entschieden, weshalb sollten sich die Kleinen und Schwachen zerreißen?

Da man sich aber seines Aergers auf irgend eine Weise entledigen mußte, so wandte man seinen Zorn gegen Perrot. Er konnte ja beim Kriege nur gewinnen, und wünschte denselben deshalb, weil er stets an sein Privatinteresse dachte. Franzosen und Holländer würden aber seinen Egoismus täuschen, wenn sie in so gutem Einverständnisse lebten als je; um sich das zu beweisen, setzte man noch an selbem Tage einen Neutralitätsvertrag auf.

Perrot ließ Alles geschwehen, ohne ein Wort zu sagen, bis der Vertrag von den Hauptpersonen unterzeichnet war. Dann ließ er sich also vernehmen:

„Gott sei gelobt! meine Hoffnung hat sich verwirklicht; wozu ich Euch vergeblich aufgefordert hätte, das habt Ihr nun freiwillig gethan; die meisten Menschen vertrauen nur sich selbst. Man muß nie zu einem guten Entschluß rathen, sondern ihn nur anregen. Erinnert Euch stets, was heute geschah, und zieht für die Zukunft Nutzen daraus.“

Perrot's Wunsch ist erfüllt werden. Die Neutralität der beiden Nationen auf St.-Martin wurde aufrecht erhalten und heute noch leben sie in friedlichem Einvernehmen, ohne Haß und Eifersucht.

Der Günstling des Glücks.

Wenn man kein Geld hat, kommt man zu nichts! rief einer meiner Freunde aus. — Ich hatte einen Spekulationsplan, der einem geschickten Finanzier Ehre gemacht hätte, da er aber von einem armen Teufel, wie ich, herührte, so mochte Niemand ihn näher untersuchen.

Es waren unser drei, die wir, durch Bande der Freundschaft an einander gefesselt, uns über die Härte des Schicksals beklagten, doch versteht sich, so wie man sich mit etlichen zwanzig Jahren unter Kameraden, in einem Zimmer, in welchem sich der Rauch der Cigaren mit dem Dampf eines Punschtopfes, beklagt.

Und ich, entgegnete Albert, habe ein Werk vollendet, das meinen Ruf begründen würde, wenn ich einen Buchhändler fände, der die Druckkosten wagen wollte.

Und ich habe meinen Prinzipal angegangen, sagte ich, mein Gehalt nach vierjährigen treuen Diensten erhöhen zu wollen. Er antwortete mir, er könne für dies Geld so viel Commie finden als er wolle.

Liebe Freunde, sagte Georg, wiewohl keiner

von uns Hoffnung hat, sein Glück zu machen, könnten wir uns nicht wenigstens für reich ausgeben?

Zu welchem Zwecke? fragte ich.

Das erleichtert Einem den Eintritt in die Welt; fette Erbschaften vermehren das Ansehen, Alles wird dann leicht.

Ich erinnere mich wohl, bemerkte ich, in meiner Kindheit von einem Onkel gehört zu haben, der nach Jamaica oder Martinique abreiste, ohne je zurückgekommen zu sein.

Wir brauchen nichts mehr, wir lassen diesen Onkel wieder leben oder vielmehr sterben. Dabei bleibt's. Jakob Meran, welcher in Martinique starb, hat seine Zuckerpflanzungen, fünfzig Negerclaven, kurz ein auf zwei Millionen sich belaufendes Vermögen seinem theuern Nefen, Dir, Ludwig Meran, aus bloßer Anhänglichkeit an seine Familie, hinterlassen.

Wir lachten herzlich über diesen Scherz, und ich dachte nicht mehr daran; aber Georg und Albert, die von der zweiten Waise Punsch, die ich aus Erkenntlichkeit für die zwei Millionen hatte auftragen lassen, ziemlich erhitzt waren, brachten beim Nachhausegehen diese Geschichte überall und mit dem gelassensten Ernste in Umlauf.

Am andern Morgen kam man mit Glückwünschen zu mir. Natürlich, daß ich läugnete; man wollte meinen Worten nicht glauben, denn meine zwei Freunde hatten die Nachricht bestätigt. Ich versicherte, es wäre nur ein Scherz, aber umsonst. Man erinnerte sich noch recht gut an meinen Onkel Jakob. Mehrere meiner Bekannten hatten ihn im Jahre 1789 im Augenblick gesehen, als er sich einschiffte. Unter diesen Besuchen war mir jener meines Schneiders einer der unangenehmsten. Aus einer jugendlichen Uebereilung hatte ich einen Ueberrock nach der neuesten Mode bestellt, ohne die Mittel zu besitzen, ihn zu bezahlen; das Kleidungsstück war bereits ziemlich abgenutzt und ich war dafür noch die Hälfte schuldig. Ich war etwas kalt gegen meinen Gläubiger, dessen Mahnungen ich mich zu entziehen suchte. Das Erbschaftsgerede hatte ihn herbeigeführt. Das hatte ich den tollen Spässen meiner Freunde zu verdanken.

— Guten Tag, Hr. Mathieu, sagte ich ihm mit verlegener Miene. Sie kommen wegen der fünfzig Franken?

— Glauben Sie, ich denke etwa an solche Kleinigkeiten? Ich kam wegen der Trauer.

— Welche Trauer?

— Wegen der Trauer des Hrn. Onkels.

Sie werden gewiß einen vollständigen Anzug brauchen.

— In diesem Augenblick, Hr. Mathieu, wäre es mir unmöglich.

— Sie werden mir doch nicht untreu werden wollen. Schwarzen Frack, West und Pantalons; einen dunkelbraunen Ueberrock für die Morgenzeit.

— Ich wiederhole Ihnen, ich habe noch nichts erhalten.

— Ich bitte Sie, mir nichts von Geld zu reden; das wird immer bald genug eintreffen, entgegnete der Schneider, der indessen seine Scheere hervorgezogen und mir seine Papierstreifen um den Leib gezogen hatte.

Ich brauchte wirklich einige Kleider und widersezte mich nicht weiter. Da verbeugte sich der Meister und ging.

— Mein Herr, sagte mir jener, der gleich nach ihm eintrat, Sie müssen mir eine außerordentliche Gefälligkeit erweisen. Kaufen Sie mir mein Haus ab; Sie sind reich; Sie brauchen liegende Güter; 50,000 Fr. sind für Sie nichts; kaum die Hälfte Ihrer jährlichen Einkünfte; für mich hingegen, der ich eben auf Geld anstehe, sind sie ein Schatz; denn ich brauche sie dringend. Ich glaubte anfänglich, Hr. Felix würde es kaufen; allein er kommt nie zu einem Entschlus.

— Ich Ihr Haus kaufen? Das ist ein Unsinn.

— Das ist kein Unsinn, sondern ein für Sie vortheilhaftes Geschäft: in zwei Jahren, nach einigen Reparaturen, ist es gerade das Doppelte werth. Ich habe Ihr Wort darauf. Und ohne auf meine Antwort zu warten, hatte er mein Zimmer verlassen.

Er verbreitete so gut die Nachricht von diesem Verkaufe, daß ich zwei Stunden später Hrn. Felix zu mir kommen sah.

Er schien etwas gekränkt. Sie haben mir das Gras unter den Füßen abgemäht, mein Herr, sagte er zu mir. Dieses Haus ist mir unentbehrlich; ich hielt es schon für mein; ich hatte 49,000 Fr. dafür geboten; es ist mein Fehler; ich glaubte, der Eigentümer desselben müsse darauf eingehen. Sie auf diese Art zu bewegen, darf ich freilich nicht hoffen. Also, in kurzen Worten, ich komme um Ihnen 15,000 Fr. über Ihren Kauf anzutragen.

Fünfhunderttausend Franken, die mir, ich weiß nicht wie, zustiegen, während ich bisher Mühe hatte, tausend Franken als Commis in einem Comptor zu verdienen! Biewohl wenig in Geldgeschäften bewandert, sah ich doch den

Nutzen ein, den ich aus meiner jetzigen Lage ziehen konnte.

— Es ist mir unmöglich, Ihnen in diesem Augenblick eine bestimmte Antwort zu ertheilen; kommen sie um fünf Uhr; ich werde sehen, ob ich das thun kann, was Sie verlangen.

Schlag fünf Uhr war Hr. Felix bei mir.

Hr. Felix, sagte ich ihm, ich hatte keine Absicht auf dieses Haus; ja, ich dachte nicht einmal daran, als mich der Eigenthümer besuchte und dringend um den Kauf desselben bat; ich gab seinen Bitten nach: das Haus ist mein; nun aber wünschen Sie es für sich aus besondern Gründen; ich nehme also Ihr Anerbieten an.

— Sie werden in vierzehn Tagen mit Wechseln auf Paris bezahlt werden, sagte mir der über meine Fertigkeit in Geschäften betroffene Käufer.

In Wechseln auf Paris! Ich wendete mich an ein Handlungshaus in Paris, dessen Adresse mir bekannt war, weil dasselbe beauftragt war, in meinem Namen eine Rente von hundert Franken zu erheben, die mir eine entfernte Verwandte vermacht hatte, und worin mein eigentliches Vermögen bestand. Mit welcher Ungebuld wartete ich auf die Verfallzeit! Ich schrieb demnach an die Herren N. N., daß, da ich einige Fonds zum Anlegen hatte, ich sie um Ihren Rath darüber befragte. Es scheint, daß die Worte einige Fonds eine verschiedene Bedeutung, je nach dem Namen und der Stellung desjenigen, der sie ausspricht, im Handel haben. Die Nachricht von meiner Erbschaft war nach Paris gedrungen. Einige Fonds, in meiner Lage, hieß so viel, als auf eine bescheidene Weise eine namhafte Summe bezeichnen. Ich mußte solches wenigstens beim Empfange nachstehenden Briefes voraussetzen.

Mein Herr,

Wir bestätigen Ihnen den Empfang Ihres werthen Briefes vom 17. Dieses. Wir haben denselben in dem Augenblicke des Abschlusses des Cortes-Anlehen erhalten, woran unser Haus Theil genommen hat. Da wir unsere Handelsfreunde mit Einlagen begünstigen wollen, die uns sehr vrtheilhaft scheinen, so haben wir Ihnen einen Antheil von 20,000 Piastern vorbehalten. Sollte Ihnen der Betrag zu bedeutend scheinen, so werden Sie sie schon von diesem Augenblick an mit Vortheil realisiren können, da besagte Effekten im Steigen sind. Zu Ihren Diensten immer bereit, erwarten wir ihre Befehle.

Als Nachschrift waren von der Hand des

Großhandlungs-Chefs folgende Zeilen zu lesen:

Wir haben mit Freuden das glückliche Ereigniß vernommen, welches sich mit einem alten Freunde und Correspondenten zutrug; wir wünschen Ihnen Glück dazu und erneuern Ihnen hiermit das Auerbieten unserer fernern Dienste.

Zwanzigtausend Piaster! Der Brief fiel mir aus der Hand. Was wäre aus mir geworden, wenn ich in Obligationengeschäften besser bewandert gewesen wäre, und ich dann mit größerer Aufmerksamkeit die Rechnung des für mich gemachten Ankaufs gelesen hätte, worin es sich um 20,000 Piaster Renten handelte? Das Capital allein erfüllte mich mit Schrecken. Ich schrieb augenblicklich an meinen Correspondenten, daß diese Summe diejenige bei weitem übersteige, über welche ich verfügen könnte. — Ich habe kein Geld aus Martinique, wie Sie wahrscheinlich vermuthen, erhalten, und es wäre mir daher unmöglich, diese Summe zu berichtigen.

Wir haben mit Leidwesen bemerkt, antwortete er mir, daß das Cortes-anlehen Ihnen kein Vertrauen einflößt. Wir haben demnach, Ihrem Wunsche gemäß, den Verkauf der Hälfte Ihrer Bons bewerkstelligt. Glücklicherweise ist Ihr Auftrag nach einem starken Steigen angelangt. Er bewirkte eine Summe von 80,000 Fr. zu Ihrem Vortheile. Was das Uebrige anbelangt, so kennen wir die Langsamkeit der Erbschaftsliquidationen zu gut, um zu glauben, daß Sie Ihre Fonds schon erhalten haben, Ihre Firma wird Ihnen jedoch alles Geld verschaffen, was Sie brauchen sollten. Wir erlauben uns sogar, Sie auf die Nothwendigkeit aufmerksam zu machen, zu rechter Zeit Anlagen zu machen, damit Sie, bei Realisirung Ihrer Forderungen aus der Martinique, sich nicht mit Baarschaften belastet finden. Wir haben auf Ihren Vortheil wie auf unsern eigenen gesehen.

In der Hoffnung, daß die deutschen Papiere mehr Vertrauen bei Ihnen finden werden, als jene der Halbinsel, senden wir Ihnen ein Bankprojekt ein. Wir bemerken Ihnen, daß die Fertigung keineswegs die Nothwendigkeit von Bezahlungen mit sich bringt, und daß, da die Einzahlungen in entfernten Terminen erfolgen, man die spanischen Bons wird früher absetzen können. Auf jeden Fall behalten wir für Sie fünfzig solche Aktien zurück, die wir mit Vergütigen auf Namen hergeben, welche wir der Erweiterung des Ihnen eröffneten Credits würdig halten.

Achtzigtausend Franken! Ich konnte nicht

flug daraus werden. Meine Lage wurde immer schwieriger. Man bestürmte mich mit Glückwünschen, besonders als man mich in völlig schwarzer Kleidung ausgehen sah.

Die Stadtzeitung glaubte verpflichtet zu sein, die Biographie meines Onkels Jakob zu liefern; man verlangte von mir neue Details; man bestürmte mich mit Fragen: wie ich meinen Haushalt einrichten, was ich für die öffentlichen Wohlthätigkeits-Anstalten thun werde. Mehrere wohlthätige Damen hatten an mich geschrieben, um mir die unter ihrer Obhut stehenden Stiftungen zu empfehlen. Man richtete mich durch Briesporto zu Grunde; denn mitten in meinem wirklichen oder vermeintlichen Reichthum war ich ohne Geld. Zum Glück! vom Augenblick an, als man mich reich glaubte, wollte Niemand mehr einen Sous von mir annehmen, und die Kaufleute stritten sich um die Wette, mir Credit zu geben.

Aus allen diesen Gründen entschloß ich mich, nach Paris zu reisen. Kaum dort angekommen, ließ ich mich zu meinem Bankier führen, von welchem ich als ein reicher Erbe empfangen wurde. Ich bedauere, sagte mir Hr. **, daß Sie kein Vertrauen in die spanischen Bonds hatten, denn sie sind abermals gestiegen; es hat übrigens nichts zu sagen, Sie haben deren noch vorräthig.

Wollten Sie die Güte haben, sagte ich, mir genau die Summe anzugeben, welche die für mich gütigst eingekauften Papiere betragen würden?

Die Rechnung ist leicht, entgegnete der Bankier: 10,000 Piaster Renten zu 70, der Piaster zu 5 Fr. 35 Cent. — Wenn Sie heute Alles los schlagen, so können Sie 210 bis 220,000 Fr. rein einstreichen.

Ich hörte mit der größten Aufmerksamkeit zu.

— Sie sagen, mein Herr, zweihundert . . . zweihundert bis zweihundertzwanzigtausend Franken.

Ist das aber richtig so?

— So weit als man die Sache bei einigen hundert Fr. bestimmen kann.

Ich wollte demungeachtet nicht so tölpelhaft erscheinen. — Es sei! rief ich. Sie sprachen mir auch von einer Bank?

— Ja wohl, die Errichtung dieser Bank hat einige Hindernisse gefunden; die Sache ist aber darum nicht minder vortheilhaft; man ist nahe daran, Alles zu beendigen und die Aktien sind im Steigen.

— Könnte man diese Aktien weggeben?

— Ohne Zweifel.

— Ich wünsche aus allen diesen eine Haupt-

summe zu bilden, die ich dann auf Ihr Anrathen irgendwo einlegen möchte.

— Auf unsere Fünfprozentigen, mein Herr! Ich kenne nicht Solideres.

— Wenn ich Alles, was ich hier habe, auf Fünfprozentige lege, werde ich eine jährliche Rente von . . .

— Die Rechnung ist ganz klar: 300,000 Fr. oder beiläufig: die Rente zu 80, das macht 18,000; nehmen wir in runder Summe 20,000 Franken.

— Ah! zwanzigtausend Franken Renten! und wann werde ich diese 20,000 Fr. Renten haben können.

— Gleich morgen, wenn Sie diese Operation meinem Hause anvertrauen wollen.

— Mit größter Bereitwilligkeit; denn welches andere Haus könnte mir ein gerechteres Zutrauen einflößen?

Der Bankier verneigte sich.

— Sollte man's glauben? Inmitten dieser Schätze fühlte ich eine gewisse Scheu, eine kleine Summe zu begehren, deren ich höchst nöthig hatte; denn nach Abzug der Reisekosten blieben mir kaum noch fünf Franken übrig. Aber so groß war die Kraft der Gewohnheit, daß ich noch immer glaubte, nichts weiter rechtmäßig zu besitzen als meine kleine Rente von 100 Fr., die noch nicht fällig war.

— Dürfte ich, sagte ich, ohne lästig zu fallen, Sie ersuchen, mir gegenwärtig einiges Geld auszuzahlen, dessen ich bei meiner Ankunft in einer fremden Stadt bedarf.

— Bester Freund, meine Kasse steht Ihnen zur Verfügung. Was wünschen Sie, drei, vier, zehntausend Franken?

— Ich brauche nicht so viel; ich habe mit tausend genug.

— Wünschen Sie Gold oder Banknoten? Man rufe den Kassirer.

— Darf ich Sie bitten, auch haben Sie, als ich aufgestanden war, mich hinausbegleitend, Ihr Wohlwollen meinem Hause zu erhalten?

— Gewiß, mein Herr, und Sie verdienen es, antwortete ich mit einer gewissen Wichtigkeit, die mir die Gewißheit 20,000 Franken Renten zu besitzen, zu verleihen begann.

Sie kennen Paris noch nicht, auch haben Sie wenig Verbindung darin; nehmen Sie daher heute das Anerbieten unserer Familientafel an; meine Gattin wird sich geschmeichelt fühlen, Ihre werthe Bekanntschaft zu machen.

— Mit größtem Vergnügen nehme ich an.

— Wir speisen um sechs Uhr, und wenn

Sie für den Abend nicht engagirt sind, so machen Sie uns die Freude zu bleiben; es werden einige Freunde kommen.

Es gibt wenige Augenblicke, an die ich mit größerm Vergnügen denke, als jenen an welchem ich das Haus des Hrn. *** verließ; ich fing bereits an die Wirklichkeit meines Wohlstandes zu glauben: ich hatte 1000 Franken im Sacke, was mir noch nie geschehen war. Diese fünfzig Napoleons^{or} gaben mir einen außerordentlichen Vorschub, und in der That brauchte ich sie auch recht nothwendig; denn der Besitzer von 20,000 Fr. Renten hatte sein Kelleisen bei der Diligence, aus Mangel an Mitteln zur Aufnahme einer Wohnung, zurückgelassen. Ich eilte um es einzuholen, ließ mich in einem Fiaker in den ersten Gasthof, den man mir bezeichnet, hatte führen, und zog das zur Trauer für den Onkel verfertigte Kleid an.

Ich kam bei Hrn. *** mit einer so großen Pünktlichkeit an, daß er keine Zeit hatte, die Erzählung meiner Geschichte seiner Gattin zu vollenden; sie hatte jedoch genug davon gehört, um mich wie einen Hausfreund zu empfangen. Jedermann behandelte mich mit Aufmerksamkeit. Als mich Hr. *** bat, sein Haus wie das meininge zu betrachten, nahm ich den Antrag bereitwillig an, konnte aber keinen Gebrauch davon machen; denn Madame *** die Gattin des andern Gesellschafters, wollte mich auch zu Gaste haben. Man stellte mich allen Freunden des Hauses vor, die mich alle zuvorkommend empfingen. Jetzt da ich reich war, hätte ich meine Ausgaben fast auf einige Trinkgelder beschränken können.

Mittlerweile hatten meine Freunde Georg und Albert mit Bangigkeit die Folgen ihrer Geschichte vernommen, die sie nun nicht mehr wagten für erdichtet zu erklären. Meine Abreise nach Paris, welche Jedermann der Schwierigkeit der Erbschaftshandlung zuschrieb, hatte sie in Bestürzung gebracht. Sie besorgten, mich zuletzt selbst mit dem getäuscht zu haben, was wir anfänglich als einen Scherz miteinander verabredet hatten.

Drei Tage nach meiner Rückkehr in meinen Geburtsort meldete mir mein Bedienter ihren Besuch an. — Nur herein, rief ich; denn jetzt ließ ich nicht mehr einen Jeden vor. Als sie die schönen Möbel meiner Wohnung sahen, rieben sie sich vor Unglauben die Augen.

— Es ist wohl schwer, bei dir Einlaß zu finden? sagte Albert.

— Ja, antwortete ich; ich bin von Bittenden und Projektmachern belagert; Ihr aber,

theuere Freunde, werdet immer willkommen sein. Ihr kommt eben recht, um mich nach einem Landgute zu begleiten, welches ich kaufen will. Es ist nicht zu theuer; denn es kostet nur etwa 100,000 Fr.

— Es wird wohl etwas weit dahin sein? sagte Georg in ironischem Tone.

— Zwei Stunden; aber ich werde Euch in meiner Kalesche dahin führen.

— Hast Du eine Kalesche?

— Nebst zwei herrlichen Braunen, die ich von Paris mitgebracht habe.

Jetzt sprachen die zwei Freunde leise zu einander am Fenster; sie hatten Thränen in den Augen.

— Mein lieber Ludwig, Du weißt, daß dein Onkel nicht todt ist?

— Ich weiß nicht ob er todt ist; denn ich bin nicht recht gewiß, ob er je gelebt hat.

— Dann weißt Du auch, daß diese Erbschaft nur eine Poffe ist?

— Ihr zwei und ich sollen fest davon überzeugt sein.

— Es war Unrecht von uns, großes Unrecht, einen Scherz so weit zu treiben, über welchen wir nun in Verzweiflung sind.

— Warum dies? Ich danke Euch tausendmal dafür.

— Es ist unsere Pflicht, Alles zu widerrufen; wir wollen uns überall für die strafbaren Urheber dieser Erdichtung bekennen.

Ich beschöre Euch, laßt die Sachen in ihrem dormaligen Zustande; nur noch einige Tage des Credits! ich möchte meine Capitalien nicht verlieren.

— Lieber Freund, höre uns an.

— O du armer Onkel Jakob, schrie ich aus, den ich nie sah, und der vielleicht nie an mich dachte! Ich möchte dein Schicksal erfahren. Bist du auf fremden Boden gestorben, so werde ich einen bescheidenen Denkstein auf deine Asche legen, und lebst du noch, so werde ich dein Greisenalter unterstützen!

Dieser Ausbruch der Empfindlichkeit brachte sie nun vollends zum Glauben, ich sei von Sinnen gekommen.

— Verlieren wir keine Zeit; der Wagen ist bereit; ich werde Euch unterwegs Alles erklären.

Unter dessen zögerte die Wahrheit nicht an's Tageslicht zu kommen: man sah, daß nichts aus Martinique ankam.

— Ich sah, daß der Sturm losgebrochen war, als ich eines Tages zwölf Briefe in meiner Wohnung fand. Sie lauteten fast sämmtlich wie der nachstehende.

N^r empfiehlt sich dem Hrn. Meran. Da er dringend Geld nöthig hat, so bittet er, im Laufe des Tages die hier erliegende kleine Note berichtigen zu wollen.

Meine Antworten waren alle in nachfolgendem Formular abgefaßt: Hr. Meran dankt Hrn. N^r für die ihm endlich zugeschickte Rechnung, auf die er so lange wartete, und bittet um Quittung gegen den Geldebetrag.

Ein einziger unter den zwölf Briefen enthielt keine Forderung; sein Inhalt war:

Mein lieber Meran,
„Erlauben Sie einem alten Kameraden, der sich Ihnen zu der Zeit nicht vorstellte, als man von Ihrer glänzenden Lage sprach, Sie zu benachrichtigen, es seien in Betreff Ihrer Person nachtheilige Gerüchte im Umlauf, die ihn sehr schmerzen. Ich weiß wirklich nicht, wie ich damit jene Achtung in Einklang bringen soll, die ich immer für Ihren Charakter hegte; Sie sind ohne Zweifel selbst getäuscht worden. Sollte das Gerüde, daß hier über Sie stattfindet, Ihnen lästig und Sie demnach zur Abreise von diesem Orte entschlossen sein, so trage ich Ihnen 500 Fr. an, über die ich verfügen kann und die Ihnen im gegenwärtigen Augenblick nützlich sein können als mir.“

So hatte ich den meiner sonderbaren Lage noch mehr als Reichthum zu verdanken, denn ich verdankte ihr einen Freund, auf welchen ich in der Armuth rechnen konnte, wenn mich diese je heimsuchen sollte.

Ich war noch durch eine volle Woche der Gegenstand des Gerüdes. — Er war glücklich, sagten die Einen. — Glückliche, wenn Sie wollen, erwiederte ein Anderer, ich aber sage, daß er ein geschiedter Junge war, welcher die Umstände zu benützen mußte; nicht ein Jeder hätte sich so gewandt hineingefunden.

Ich fühlte mich einen Augenblick versucht, mir auf meine Gewandheit etwas einzubilden; einiges Nachdenken aber zeigte mir, daß meinem Genie nicht das mindeste Verdienst dabei zukomme, und daß ich mein Glück dem bloßen Zufall zu verdanken hatte.

Schreckliche Folgen der Trunkenheit.

(Mit einer Abbildung.)

Peter Winter war einer der ersten Ansiedler in Michigan, er war ein kühner, wetterharter Mann, wie man deren braucht, um ein wildes Land urbar zu machen und Nutzen daraus zu ziehen. Sein Blockhaus war dicht beim Wei-

ßen-Flusse und nach wenig Jahren hatte er ein großes Stück Land in eine freundliche Pflanzung umgewandelt. Seine Zeit widmete er theils den Feldarbeiten, theils der Jagd, die er jedoch den erstern vorzog. Seine Familie bestand aus einer Frau und zwei Kindern. Susanne Winter war noch nicht fünfundsiebzig Jahre alt, und obgleich sie in den wilden Wäldern wohnte, hatte ihr milder Sinn doch nichts von seiner Zartheit verloren, und ihr Charakter ließ auf eine bessere Erziehung schließen als sie wirklich genossen. Andreas, ein hübscher Blondkopf, war sechs Jahre alt, während die kleine Lucie, das lachende, stets zum Spielen aufgelegte Mädchen nur vier Jahre zählte.

Eines Abends, als Peter und seine Familie beim Nachtessen saßen, wurde die Thüre geöffnet und ein großer, riesig gebauter Mann trat ein. „Ah, John, bist du es?“ sagte Peter als er seinen Besuch erkannte. — Ja, antwortete der neue Ankömmling in dumpfem Tone, indem er zu gleicher Zeit auf den Kamin zutramelte. — Wie! wieder betrunken, John? rief der Jäger in vorwurfsvollem Tone. — Bin seit vierzehn Tagen betrunken, Peter, brüllte der Mann, indem er mit wildem Lachen umherstürzte, offenbar außer Stande, deutlich zu sehen. — Gib mir ein Bett, alter Junge. — Gewiß sollt ihr ein Bett haben, John; aber wollt ihr nicht zuvor etwas essen? fragte Susanne. — Ah! Susanne Winter? Freilich — will ich etwas essen! Er setzte sich zu Tische, aber es zeigte sich bald, daß er keinen Appetit hatte, und er wollte wieder zurück ohne das Essen zu berühren. Als er an der Kaminede sich halten konnte, zog er eine Flasche aus der Tasche; aber sie war leer. — Habe gerade den letzten Tropfen getrunken, ehe ich herein kam, sagte er mit noch rauherer Stimme. Gib mir einen Schluck aus deiner Flasche, Peter. — Ich habe keinen Tropfen für dich, John. — Nicht einen Tropfen Whiskey? — Nicht einen Tropfen. — Solch' ein Geizhals, alter Junge! Was kommt dich an? — Peter gab eine gleichgültige Antwort, und dann drängte er den armen Menschen sich schlafen zu legen. Er sah, daß seine Trunkenheit jeden Augenblick zunahm und daß er vom Stuhle zu fallen drohte. Kurz darauf willigte er doch ein zu gehen und sein Wirth führte ihn in eine Ecke wo eine Wüschelhaut vor einem Verschlag hing, hinter welchem sich ein Bett von Bärenhäuten befand. John schlief bald und Peter kehrte zurück und beendigte sein Nachtessen. John Armstrong war ein guter Jäger, ein

treuer Freund, bereit Jedem zu helfen in Zeiten der Noth; er hatte keinen bestimmten Wohnort, fand aber überall ein Unterkommen. Eine oder zwei Wochen jagte er, dann trug er seine Häute nach der nächsten Niederlassung und kaufte Rum; dann kam eine Zeit des Müßiggangs, welche so lang dauerte als das unglückliche Feuerwasser in seiner Flasche war.

Als Peter im Begriffe war zu Bette zu gehen, sah er noch einmal nach seinem Gaste, den er fand, wie er ihn verlassen hatte. „Es ist jammerschade, sagte er; was für ein guter Junge! wenn er nüchtern ist. Wie ein Mann sich so tief herabwürdigen kann, ist mir unbegreiflich! — Der arme John, murmelte Susanne.“ Armstrong hatte sich ihr und ihrem Manne stets als ein warmer Freund gezeigt und sie zweimal vor dem indischen Tomahawk und Scalpmesser gerettet. Deshalb liebten sie ihn auch jetzt noch.

Der Jäger erhob sich mit dem ersten Tagesgrauen, und ehe er sich ankleidete, sah er nach seinem Gaste. John schlief ruhig und fest, obgleich die umhergestreuten Häute darauf hindeuteten, daß er während der Nacht sehr unruhig gewesen. „Ich muß fortgehen, sagte Peter, und nach meinen Fallen sehen; wenn John erwacht, ehe ich zurück bin, so würdest du wohl daran thun, ihm ein warmes Getränk aufzunöthigen und ihn dazu zu bringen, daß er etwas isst. Falls er Whiskey verlangt, so sage ihm, er müsse warten bis ich zurück sei. Ich werde nicht über eine Stunde ausbleiben; halte bis dahin das Fröhstück bereit.“ Der Gatte nahm seine Flinte und ging. Kurz darauf, weckte die Frau ihre beiden Kinder und kleidete sie an, worauf sie ihr Feuer anzumachen begann. Dann schnitt sie einige Stück von einem Wildpretviertel und überlegte sich, was sie für ihren unglücklichen Gast zubereiten könne. Nach Verfluß von ungefähr einer halben Stunde stand Armstrong schon auf und trat in's Zimmer.

Susanne war auf dem Punkt, ihn anzureden; allein der Ausdruck seines Angesichts schreckte sie ab. In ihrem Leben hatte sie nie so leichenblasse Züge, nie Augen so wild und pantherartig funkeln sehen, — sie hatte nie eines Menschen Zähne so knirschend hören. — John, sagte sie endlich, wollen Sie etwas essen? Er starrte sie an und dann die beiden Kleinen und stürzte augenblicklich zur Thüre hinaus. — Fürchte dich nicht, Lucie, sagte die Mutter als die Kinder sich an ihre Kleider klammerten. John ist ein guter Mann und wird dir nichts zu Leid thun, er ist jetzt nur krank. — Aber er

sah mich so schrecklich an, Mama, sagte Andreas, er muß also sehr krank sein.“ Ehe Susanne ihrem Knaben antworten konnte, öffnete sich die Thüre wieder, und Armstrong trat in's Zimmer: er hatte ein langes Jagdmesser in seiner rechten Hand, während er in seiner Linken einen Strick hielt. Er blieb in der Nähe der Schwelle stehen und sah sich im Zimmer um — das Blockhaus hatte nur ein Zimmer — seine Augen waren wild und brennend, seine Lippen blutlos und zusammengepreßt, und sein Haar stand wie Spizen von seiner hohen Stirne ab.

— „Ihr fürchtet euch vor mir,“ flüsterte er in schauerlich unheimlichem Tone, indem er den Strick auf den Boden warf und sein Messer fester in die Hand nahm. — „Nein, nein, John,“ sagte Susanne so unbefangen, als es ihr möglich war, denn ihr Herz pochte so heftig und ängstlich, daß es zu zerpringen drohte. „Ich fürchte mich nicht, denn ich weiß, Sie würden mir nichts Schlimmes anhaben; Sie lieben mich dafür zu sehr. Nicht wahr? guter John? — Sie lieben? wiederholte er mit einem scharfen, zischenden Tone; wenn ich Sie weniger liebte, würde ich Sie in dieser verwünschten Welt lassen; aber ich will Sie fortbringen, hinaus aus dieser Welt, Sie, Susanne Winter, und ihre Kinder. Es ist meine Pflicht! Sie müssen sterben!“

Weißer Schaum bedeckte die blassen Lippen des Wahnsinnigen und sein ganzes Gesicht hatte einen vollkommen satanischen Ausdruck angenommen. Anfangs war Susanne unvermögend die geringste Bewegung zu machen, als sie aber sah, daß ihre Kinder in Todesgefahr schwebten, begann ihre Mutterliebe alle ihre Kräfte wach zu rufen. Die fürchterliche Gewißheit trat ihr vor Augen, daß Armstrong vom Säuserwahnsinn befallen war; sie hatte von einer solchen Krankheit gehört und wußte, wie gefährlich sie war. Sie umschlang ihre Kinder und führte sie in die entfernteste Ecke des Zimmers. — „Ihr müßt sterben! heulte der Wahnsinnige; es ist mir befohlen, euch zu tödten! Wie schade, wenn so arme Würmer wie ihr leben solltet? Ihr würdet am Ende mich umbringen, wilde Katzen! Weiß ich denn nicht, daß ihr euch gegen mich verschworen? Ja, dich mein' ich, du Teufelin; gib mir deine Jungen, ich will ihnen zuerst die Köpfe abschneiden, und dann dir.“ Als Armstrong dies gesagt, schritt er auf den erschrockenen Trupp zu. Susanne warf ihre Blicke umher, aber es gab kein Weg zur Flucht; es war nur eine Thür im Zimmer, und obgleich der Wahnsinnige

sinnige sie offen gelassen, stand er doch zwischen ihnen und ihr. Die Fenster, drei an der Zahl, waren klein und hoch vom Boden, auch durch Eisenstangen geschützt, um die wilden Thiere abzuhalten. Keine Waffe war in der Nähe, mit der sie sich hätte vertheidigen können. Was hätte auch Vertheidigung genützt, gegen Armstrong, der einer der stärksten Männer im Lande war? — Gnabel rief sie, als der Rasende auf sie zustürzte. — Teufel, kreischte er zwischen seinen festgeschlossenen Zähnen. Während er sprach, führte er mit seiner linken Hand einen Schlag auf ihre Brust; aber obgleich sie auswich und der Streich auf ihre Schulter fiel, warf dieser sie doch zu Boden. Die muthige Frau dachte nicht an ihren Schmerz. Das laute Schreien ihrer Kinder vermischte mit den Flüchen des Wahnsinnigen, regte jede Faser von Wuth in ihr und sie war augenblicklich auf den Füßen; sie blickte auf das Schauspiel vor sich, und während ein ersticker Schrei der halbtodt geängstigten Frau aus der Brust sich drang, taumelte sie einige Schritte vorwärts und blieb dann stehen. Der Wahnsinnige befand sich an der offenen Thüre, indem er die kleine Lucie fest zwischen seine hohen Kniee drückte und den Knaben an den langen Locken hielt. Der Kleine hatte bei diesem Ringen die Hände erhoben und Armstrong dieselben mit den Haaren zusammengebunden. Als die Mutter zuerst aufblickte, war des Knaben Kopf zurückgebengt, der Hals nach oben gedreht, und das Messer funkelte bereits zu dem furchtbaren Streich! Noch einen Augenblick und die Frau war kinderlos. — John, rief sie mit verzweiflungsvollem Tone, daß selbst die Hand des Wahnsinnigen innehielt. Die Mutter wußte, daß der Aufschub nur wenige Sekunden dauern konnte. Große Tropfen dicken Schaumes sammelten sich auf den Lippen des Wahnsinnigen, und seine Augen glänzten wilder als zuvor. Wachte sie eine Bewegung auf ihn zu, so fiel der furchtbare Schlag! Ein Hoffnungsstrahl durchzuckte in diesem Augenblicke ihre Seele. Mit ungeheurer Selbstüberwindung — eine Kraft, die den Menschen ruhig dem Tod in's Gesicht sehen läßt — nahm sie eine heitere Miene an und lächelte dem mordbegierigen Manne zu. — John, sagte sie so ruhig und einfach als ob sie das heiterste Gespräch mit ihm führte; Sie können das nicht so gut machen; lassen Sie mich den Knaben halten und dann schneiden Sie ihm den Kopf ab. Wird es nicht besser so gehen? — Freilich ja, versetzte John mit großer Befriedigung. — O, tödte mich

nicht, Marmal rief der arme Knabe; das Mädchen aber war so erschrocken, daß es nicht sprechen konnte. — Du mußt sterben, Andreas, versetzte die Mutter trocken, aber mit einem Schmerz im Herzen, der sie beim Gedanken daran noch Monate lang schauern machte. — Jetzt haltet ihn, sagte Armstrong, indem er die beiden kleinen Hände Susanne zu nehmen befohl. — Schon gut, antwortete sie; mehr vermochte sie nicht zu sagen. Armstrong stand mit dem Rücken nach der offenen Thüre zu. Plötzlich als er des Knaben Hände losließ, sammelte sie alle ihre Kräfte zu einer letzten Anstrengung und stürzte wie ein wilder Tiger auf ihn los. Mit ihrem gebeugten Haupt stieß sie ihn so gewaltig auf den Magen, daß er wie ein Klotz auf die steinerne Treppe rückwärts fiel. Im nächsten Augenblick schloß Susanne die Thüre und schob den starken eichenen Riegel vor. Die Mutter hob ihre Kinder an ihre Brust und trug sie in ihr Bett; der Knabe war vor Furcht beinahe besinnungslos, während das Mädchen von dem graufamen Druck, denn sie erduldet hatte, völlig ohnmächtig geworden. Ehe Susanne jedoch ihnen ihre Pflege widmen konnte, hatte sich der Wahnsinnige erholt und begann an die Thüre zu pochen; er fluchte und schwur und pochte mit aller Gewalt, allein der Riegel widerstand seinen Anstrengungen. Die zitternde Frau wagte nicht zu sprechen. Endlich ging Armstrong weg. Susanne eilte an eines der Fenster und sah ihn in den Schuppen gehen. Als er wieder herauskam, hatte er eine Art in seiner Hand. Nun schwur der Wahnsinnige mit den drohendsten Geberden, daß er Allen den Kopf spalten werde, wenn man die Thüre nicht öffne. Susanne Winter sprach nicht, — aber sie flehete in ihrem Herzen zu Gott, daß er ihren Gatten heim führe. Bald begannen die Artschläge hintereinander auf die Thüre zu fallen; die Mutter sank neben ihren Kindern auf die Kniee und lauschte in einer unbeschreiblichen Bangigkeit. Endlich fielen große Splitter auf den Boden der Hütte, — noch ein Schlag — noch einer — und der Riegel war entzweigt. Als die Thüre aufstog stieß die vor Verzweiflung wahnsinnige Frau einen herzdurchbohrenden Schrei aus und fiel auf einen Stuhl, indem sie ihre Kinder fest an ihr Herz drückte. Aber horch! Was für ein Geräusch ist das? der schwere Tritt des Wahnsinnigen — dann ein anderer Tritt leicht und flüchtig — dann ein dröhnender Ton wie von einem dumpfen Schlag — dann ein Zittern der Hütte, als wenn ein gewichtiger Körper zu Boden fiel.